

Urian Hudibras und der Junge : zweites Gespräch über das Gute und Böse

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Helvetischer Hudibras : eine Wochenschrift**

Band (Jahr): - (1797)

Heft 18

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-820440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Helvetischer Hudibras.

Achtzehntes Stück.

den 2ten Weinmonats, 1797.



Urian. Hudibras und der Junge.

Zweytes Gespräch.

über

Das Gute und Böse.

In der nämlichen Gegend der Einsiedelei.

Junge. *Uha!* Hab ich euch einmal gefunden. Schon über eine Stunde bin ich da im Wald herumgeschwärmt, hab gerufen und gelärrt, daß alle Echos erwacht sind. *Sakerlott!* Hier ist's lustig; fehlt nichts als eine Weisenhütte. -- Geschwind, ein Beil, oder ein Messer her, umgehauen, aufgepflanzt; hier, dort, nein, da drüben.

U r. Sachte junger Wildfang, zeige, was hast du da in der Tasche?

Junge. Einen schönen Rosenapfel; hab ihn dort oben unter einem Baum gefunden; er ist gewiß reif, willst ihn? --

U r. Danke dir. Du hast noch was.

Junge. Ja, ein paar Eicheln. Schau es sind gar niedliche Dinger. [er beißt gierig in den Apfel]

U r. Wie schmeckts?

Junge. Gut, herrlich gut.

U r. Verkoste auch einmal die Eicheln.

Junge. Naka! -- Doch [er beißt eine entzwey]te D, das ist ungut, bitter wie Galle, herb wie Nuss-hülsen.

U r. Schau, Kitter! Da giebt uns der Kleine dem Begriff von Gut und Ungut. Was uns angenehme Empfindungen gewährt, was uns nach dem Naturhang glücklicher macht, nennen wir in Bezug auf uns gut, und das Gegentheil böse.

H u d. Richtig. Ueberhaupt alles, was der Absicht, dem Bedürfnis, dem Zweck gemäß ist; dieser Satz bedarf keines Beweises, der allgemeine Sprachgebrauch bestätigt ihn.

J u n g e. Was ihr da für albernes Zeug schwacht! Ein guter Baum, der viele Frucht trägt; eine gute Wiese, wo schönes Gras wächst; ein gutes Pferd, das schwere Lasten zieht; eine gute Uhr, die richtig schlägt; guter Wein, Käs und Brod, und eine Schüssel voll --

U r. Schweig, Plaudermaul! -- Was mithin als ein Mittel zu einem guten Zweck gebraucht wird, ist in diesem Betracht auch gut. Wenn wir nur die angenehmen Empfindungen, oder den Genuß der Glückseligkeit, als etwas an sich gutes, als einen guten Zweck ansehen, so sind auch diejenigen Handlungen, wodurch wir uns angenehme Empfindungen verschaffen oder unsere Glückseligkeit befördern, als Mittel zu jenem Zweck betrachtet, gut. Wenn ich mich auf Künste und Wissenschaften verlege, um den Mitmenschen nützlich zu werden, und mein Brod auf irgend einem Posten zu gewinnen, so ist das Studiern, als Mittel in Bezug auf den Zweck, gut.

J u n g e. Wenn ich unter einem Kirschbaum stehe, und die Kirschen lächeln mich an, und ich kann sie nicht erlangen, und nehme dann einen krümen Hasenstock aus dem Zaun, und ziehe den Ast herunter, so ist das ein gutes Mittel zu einem guten Zweck. Nicht wahr, Arrian?

Ur. Wenn du mir nicht bald schweigst, so werf ich dich mit Sack und Pack da in die Wasserschale.

Junge. Topp, sey ein Wort! Aber die Strümpfe erst ausgezogen [er macht die Strümpfbänder los] das mag mir ein recht gutes Mittel seyn, zur Abkühlung; ist's doch so schwülwarm.

Hud. Aber was haben wir igt herausgeblacht?

Ur. Den wichtigen Satz: Alle Handlungen, wodurch der Mensch seine eigene Glückseligkeit befördert, sind gut. Daraus fließt denn das kurze und einfache Grundgesetz der Moral: *Mache dich selbst glücklich.* Hier brauchst du ja weiter nichts, als die Erfahrung zu fragen. Saat sie, das etwas dir angenehme Empfindungen verschaffen werde, so suche es zu erhalten, sagt sie das Gegentheil, so fliehe und meide es.

Junge. Welch eine Glückseligkeit hier im Wasser herum zu pflätschern! Komm Urian! Hier ist Erfahrung und angenehme Empfindung zugleich [Bey Seits] Die alten Narren, da schwätzen sie über Dinge, die wahrlich die Fische im Wasser besser empfinden, als sie beyde. Muß doch horchen, was noch herauskömmt.

Hud. Was nennen die Philosophen nun moralisch gut?

Ur. Der Mensch ist ein moralisches Wesen, in sofern er Vernunft und Freyheit besitzt, und eine Handlung heißt moralisch gut, in soferne wir dadurch unsere Glückseligkeit mit vernünftiger Ueberlegung zu befördern suchen. Dies ist der große Vorzug des Menschen vor den Thieren.

Hud. Die Thiere thun ebenfalls auch das, wovon sie aus der Erfahrung wissen, daß es ihnen angenehme Empfindungen macht. Solche Handlungen sind thierisch oder physisch gut, aber nie einer moralischen Güte fähig, weil die Thiere ohne vernünftige

Ueberlegung, ohne Kenntniß des Zwecks oder künftiger Folgen, jedesmal nur nach dem Genuß dessen streben, was sich in dem Augenblick ihren Sinnen als angenehm und reizend darstellt, oder dargestellt hat. So rennt der Haushund auf den Schlag 12 Uhr in den Speisesaal, ohne zu wissen, warum man um diese Zeit speist, warum Teller, Löffel und Gabeln da sind, er stellt sich wädelnd vor einem fremden Gast, der einen fetten Bissen vor sich liegen hat, wie vor seinen Herrn.

Junge. Der Haas springt davon auf das Gebell der Hunde, weil er weiß, daß seine Feinde auf ihn lauern. Warum fliegen die Schwalben gegen den Winter in wärmere Gegenden? O, die Thiere haben oft mehr Verstand, als die Menschen.

Ur. Das ist bloßer Instinkt oder Erfahrung, weiter nichts, wie du nachher schon hören wirst. --- Der Mensch hat Vernunft, hab ich gesagt; er kann also mit Hilfe der Erfahrung Ursachen und Wirkungen, vergangene Handlungen, Begebenheiten und Folgen, mit einander vergleichen, überlegen, nachdenken, aus den gegenwärtigen Umständen Muthmaßungen und Schlüsse auf die Zukunft ziehen. Durch dies alles kann der Mensch sich zu einer weit höhern Stufe der Glückseligkeit empor schwingen, als diejenige ist, deren die Thiere fähig sind.

Hud. So schließen wir aus den hellen Untergang der Sonne auf einen schönen Morgen. Der Ochs auf der Weide sieht auch das glänzende Abendroth, denkt aber an keine Bitterung dabey.

Ur. Was auf, kleiner Wasserschlagel, jetzt kommt was für dich! Du weißt, die Durang Outangs sind jene Art Affen, die dem Menschengeschlecht am nächsten kommen; man hat schon einige zu verschiedenen Hausdiensten, als Wassertragen und Holzspalten, abgerichtet. Sie lieben vorzüglich die Helle und Wärme des Feuers. Schon mehrere Europäer machten den Versuch, das Feuer vor ihren Augen zu unterhalten,

indem sie ein Stück Holz nach dem andern in die
Flammen legten, und dann davon gienäen. Die
Durana Dutanäs nahmen sogleich ihre Stellen ein.
Aber so gern sie auch am Feuer saßen, und ob sie
gleich einen Vorrath von Holz da liegen sahen, so
hatten sie doch keine Fähigkeit einzusehen, daß sie,
um das Feuer zu erhalten, Stücke Holz hinzulegen
müßten. Es fehlte ihnen also am Vermögen zu schlie-
ßen. Sag Kleiner, Wie hätten sie es anschicken mü-
ßen.

Junge. Ungefähr so durch einen bedingten Schluß.
--- Wenn ich das Feuer im Brennen erhalten will,
so muß ich Holz zu legen; Nun möcht' ich dieses
Feuer gern im Brennen erhalten, also muß ich Holz
zulegen.

U. Bravo, kleiner Wasserphilosoph! --- Ja,
und diese Bewandniß hat es mit allen Thieren, deren
Vorstellungsvermögen sich nicht so weit erstreckt, daß
sie im Stande wären, wegen einem Mittelbegriff zwey
andere Begriffe für verbunden anzuerkennen. Dieser
Vorzug macht die Gränzlinie aus, wo sich das thie-
rische Vorstellungsvermögen auf immer von dem
menschlichen scheidet. Das Denkvermögen des Men-
schen ist daher der Art und nicht den Graden nach,
wie etwa zwey gute Köpfe, von dem thierischen we-
sentlich verschieden.

Junge. Was hat der Mensch noch für Vorzüge
vor den Thieren?

U. Sie bestehen in diesen drey Stücken. 1.
Der Mensch strebt nicht nur nach dem, was unmittel-
bar angenehme Empfindungen verschafft, sondern,
auch nach den Mitteln, die ihn auf entferntere
Weise zu diesem Zwecke führen. 2. Der Mensch be-
gnügt sich nicht an dem Genuße derjenigen angeneh-
men Gefühle, die er schon kennt, sondern sucht immer
noch mehrere kennen zu lernen. 3. Der Mensch ge-
weist nicht jede angenehme Empfindung, die sich ihm
darbietet,

darbeut, sondern genießt mit Mäßigung und kluger Auswahl. Dies sind die moralischen Vorzüge des Menschen.

Junge. Ich möchte Beispiele hierüber.

Ur. Ein andermal, jetzt ist's zu spät, die Sonne sinkt schon, und der Abendhauch wird kälter. Zieh dich an, wir wollen heim.

Junge. Geht nur voraus, ich folge gleich. --
[er setzt sich auf den Stein, und zieht sich an]
Die Durang Dutangs, das sind mir gespäßige Leute

Durang Dutangs her Durang Dutangs hin,
Gott Lob, daß ich ein Menschlein bin!

Meiner Gers! Das ist ja schön, wie meines Vaters Wochenblatt. Muß jetzt mein Leibliedlein singen, so mich Umbroso gelehrt, giebt da ein so prächtiges Echo!

Wer wollte sich mit Sorgen plagen,
So lang noch Lenz und Jugend blühen?
Wer wollt' in seinen Blütentagen,
Die Stirn' in düstere Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rint und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so hell,
Wie er durch Adams Bäume schien.
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen frantes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube,
Der Fuß auf eines Freundes Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
 Dem Jüngling hohe Wonne zu,
 Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
 Selbst in zerrissne Seelen Ruh.
 O wunderschön ist Gottes Erde!
 Und werth darauf vergnügt zu seyn,
 Drum will ich, bis ich Asche werde
 Mich dieser schönen Erde freun.

Der Mondschein.

Willkommen lieber Mondenschein!
 So freundlich und so hold
 Kommst du zu mir ins Kämmerlein,
 Und malst es aus mit Gold!

Umfasst meine Seel so still —
 Da träum ich auf und ab,
 In Schmerz und Lieb und Abndungsfüll —
 Wie's mir der Schöpfer gab.

Und fließen Thränen — du bist Freund?
 Man hat so immer was;
 Und all das heimlich ausgeweint,
 Dem Herz ist Wollust das!

Was sollt es auch? — in dieser Welt
 Gehts gravitatisch zu!
 Man rennt, und lärmt, und steigt und fällt;
 Und legt sich drauf zur Ruh.
